

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Stände.

Montag, 16. December, 1811.

Ein Jeder soll nach seiner Lust genießen;

Für manchen Wanderer soll die Quelle stieſen.

v. Goethe.

Orientalische Literatur.

Der Ramayuna des Balmeel. *)

Die Missionäre von Serampore thaten der asiatischen Gesellschaft in Calcutta und dem College des Herrn William ein Anerbieten, welches diese gelehrten Institute gern annahmen, und dessen erstes Resultat wir nun anzeigen. Es handelt sich von nicht Wenigern, als die vorzüglichsten in der Sanskritsprache geschriebenen Hauptwerke zu übersetzen, besonders jene, welche von den Hindus für heilig gehalten werden, die auf die Sitten, die Geschichte, die Religion dieses Volkes das hellste Licht werfen, und in wissenschaftlicher Hinsicht einiges Interesse darbieten. Der mit der Auswahl beschäftigtste Ausschuss glaubte mit dem Ramayuna beginnen zu müssen. Die Ghrfürcht, welche dies Buch einflößt, der Umſang des Landes, wo es verbreitet ist, der merkwürdige Gesichtspunkt, unter dem es die Sitten und Gebräuche der Hindus, ihre Religionslehren, die Mythologie u. s. w. verſteht, gränheten diesen Entschluß. Die Uebersetzer bemühten sich, den Urtext mit aller möglichen Treue zu geben, und fügten einige kurze Noten an, um die Namen und Worte, die sie beobhalten mußten, und welche doch einer Erklärung bedürften, verständlich zu machen, oder ge-

wiſſe Anspielungen anzudeuten, die der europäische Leser nicht enträtheln kann.

Das erste Buch des Ramayuna ist in 64 Kapitel getheilt. Es ist ein wunderbarer Bericht vom Leben des Rama, der selbst ein wunderbares Wesen ist, dessen der Verfasser des Gedichtes schon anfangs gedenkt, den er jedoch erst lange nachher geboren werden läßt. Hier die Anrufung: „Ich grüße Rama, den Söhnen, Unsterblichen ältesten Bruder, den hochberühmten Kughoos a), Seestadts Gatten, Aufsteigendes Nachkömmling, voll Gnade, das Meer der Bortrefflichkeiten, den Freund der Bra men b), den Tugendreichen, den Weinerröcher, den Priester der Wahrheit, den Sohn Dusharutha's, dessen Körper blau ist c), den Gebenedeiten, die Wonne der Menschen, den Ruhm des Stammes von Kughoos, Kaghva d), den Feind Navannas e).“

„Sieg dem Rama, dem Ruhme des Stammes von Kughoos, die Glückseligkeit von Koujula f), den Wertiger der Umgebener mit jedem Häuptern g), dem Dusharutha h), dessen Auge der Wasserlilie gleicht.“

a) Namen eines Vorahs von Rama.

b) Der Sänger spricht Brahmans, die Griechen und Römer Brasman.

c) Eine Gemahlin von Rama aus Ban.

d) Einer der vaterländischen Namen Ramas.

e) Eine Art Saten, der mächtig die Geiſel der Welt, und Indras (des indischen Jupiters) Feind ist.

f) Ramas Mutter.

g) Ramina.

h) Auch ein vaterländischer Name Ramas.

*) Und dem handschriftlichen Originale überſetzt, mit Erläuterungen von W. Carey und Prof. Marshman. Erster Band, erstes Buch. London 1808. 8. S. 450. Diger Auszug gibt das Wesentlichste.

„Ich grüße Walmeeit, den Kessai), der, herbergehend auf dem Zweige der Poesie, den süßen Gesang anstimmt, Nama, Nama, Nama. Heil dem Herrn der Noomis, dem Seligen, dem Tupuá her, der Zusucht aller Wissenschäften! Heil Walmeeit!“

Dieser Gruß, vom Verfasser an sich selbst gerichtet, oder vielmahl von einem Andern, verlängert sich sehr, und immer mit gleicher Empfindung. Die drei ersten Kapitel sind nur eine Art Vorleitung; das vierte zählt die Kapitel des ganzen Werkes auf, und endet mit den Worten: „Als dahin erstreckt sich der Auszug des Namapuna, geschrieben von dem Weisen.“ Denn es ist zu bemerken, daß der Titel einer jeden Abtheilung allezeit erst am Ende angezeigt ist, und niemals am Anfange. Unsere jetzige Weise ist wol die bequemere.

Das eigentliche Werk, das im Grunde mit dem fünften Kapitel anhebt, bezieht ein Utopien. Man höre!

„Die Stadt Utophys war reich, und mit allem Schönen ausgehüthet; die Straßen fanden in gleicher Linie, und waren angenehm bewässert. Man sah lachende Vorkete; der Handel bot alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberflusse dar. Ringsum gab es weder Arme noch Selbige, weder Lügner, noch Stolze, noch Bösewichter. Alle wurden wenigstens tausend Jahre alt, und hatten zahlreiche Nachkommenschaft. Der König dieser glückseligen Stadt nannte sich Dusharutha, der selbst einige Jahrtausende verlebte hatte, und in seinem hohen Alter einen Sohn nährte. Daher beschloß er, die Opfersperre Ushwumehda zu beheben, d. i. mit besondern Ceremonien und außerordentlichen Kosten ein Pferd zu opfern. Nach langen Hindernissen kam er mit Hälfte der Bramen zum Fieck, und erhielt vier Söhne, in welchen Ushwumehda sich zu vermenschlichen (de s'incarnar) gut fand, jedoch so, daß er halb in den Helden des Gedichtes, Nama, und mit Theilen der andern Hälfte in seine drei Brüder überging.“

„Wod diesem Opfer wurden Tausende von Bramen abgefondert gaslich bewirkt. Man bot ihnen einen Wechsel der ansehnlichsten und ganz verschiednen zubereiteten Fleischarten in silbernen und goldenen Schüsseln dar. Die zweymahl gebornen k) Menschen hatten sich gleicher Gastfreundlichkeit zu erfreuen, und alle Bedürftigen konnten sich mit Trank und Speise laben. An diesem Tage fühlte kein Bramine Hunger. Wer seinen Herrn hatte (die Bramanen der ersten Klasse), wer einem Herrn

unterworfen war (die Schoodrad, Diener der Bramen), nahm an diesem fortdauernden Feste Theil; die Aescetiker und Ehrumüde l) nicht minder. Die Worte Gehr! Eht! erschollen von allen Seiten. Nicht eine Wittwe, nicht ein Kind, nicht ein Greis, nicht ein hungeriger Bettler ging ungedrückt davon. Gedrängt durch den wiederkehrenden Ruf: „Zeit zu essen, geht Kleider!“ theilten die diensthabenden Officiere überall aus, was man forberte. Man sah jeden Tag Gehörge von Lebensmitteln nach dem Befehl aufgethümelt. Männer und Frauen der verschiedensten Gegenden wurden beständig während dieses Opfers vom großmüthigen Monarchen gespeist und getränkt. Die vortrefflichen zweymahl gebornen Menschen lobten die süßen nach der heiligen Verordnung zubereiteten Speisen: „O wie köstlich sind wir gesättigt! Heil dir!“ So riefen sie, daß es Kagawum) vernahm. Einige, reiches Geistes, andere mit Geisteslinsen geschnückt, trugen den Bramen Speise zu. Am Schluß des Festes netzteiferten die weisen und berebten Pundis unter einander, jeder vom ebeln Wunsch, den Sieg zu gewinnen, begeistert.“

Aber alle diese Ausgaben, und die nicht weniger beträchtlichen des Opfers verschwanden vermahne gegen den Preis der, nach vollbrachtem Opfer den Braminen zugetheilten, Belohnungen. Der König wollte vorerst sie mit Ländern beschicken.

„Dann wandten sich alle Priester zum Könige, dessen Sünden jetzt abgehütet waren, und sagten: Der Monarch allein ist es werth, Lande zu beherrschen. Unser Herz hängt nicht am Besitzthum eines Erdstriches, und wir vermögens nicht zu besorgen. O König, wir liegen unauferhörlich dem Studium der Wedas ob. Gib und daher Geschenke von geringerer Bedeutung), kostbare Steine, Schmaek, Gold, Käbe, oder was Dir beliebt? Wir wollen keine Provinzen an uns bringen, o Vortrefflichster der Könige!“

„Als der Herr der Menschen diese Worte der vedasverkündigen Bramen vernommen hatte, gab er ihnen eine Million Käbe, hundert Millionen Goldstücke und viermal so viel an Silbermünzen. Dann gab der Monarch, der seinen Leidensthafen zu gebieten mußte, den ungeladenen Säßen Gold, und den Braminen überhaupt noch sechen Millionen Geld von Amberemada.“

Dann ist vom Juge Namas wider die Kadshusen, welche man mit den Titanen der Götzen vergleichen könnte, die Rede. Ohne ihm auf seiner kriegerischen Laufbahn zu folgen, wollen wir eine Episode, die sich auf ein Opfer anderer Art bezieht, übersehen. Ein heiliger Spruch. Er

i) Der indische Rufus, der auch weit angenehmer klingt, als der europäische. Eine gewöhnliche Retoriker.

k) Die Braminen, Kshutrad und Bishutrad. Diese drei Menschenklassen waren durch Zwelstüre des heiligen Sehnens zu ihren Häupten eingewickelt. Das hier ihre zweyte Geburt.

l) Die sich strengen Wassbüßungen unterworfen.

m) Vermuthlich ein Besame des Königs Dusharutha.

n) Mit den Ländern erbielt man zugleich die unumschränkte Gewalt über ihre Bewohnen.

wendet sich an Rama und erzählt die Siege eines Königs, der zugleich ein Heiliger und eine Art Halbgoth war.

„Der erhabne Bischof, mitra, das Haupt der Weisen, sprach, bey'm Abzuge der Weisen zu den Todts-Bewohnern: „O ihr frommen Aufseher in diesem Theile des Sädens! Groöe Hindernisse stellen sich uns in den Weg. Laßt uns eine andre Gegend für die heiligen Aufhebungen auswählen! In Wesien, im Lande Wiskala, einer gemeinten Pochstura, ist ein Wald, sich eignend für Andachten, wo wir in aller Sicherheit unsrer feyerlichen Abhängungsgebungen anstellen können.“ „Mit diesen Worten ging der hohe Heilige von dannen, siddelte sich in der Wüste, die an den heiligen Ort gränzt, an, genöf Fruchte und Wurzeln, und ertlit die grauamsten unerhörtesten Seldspainigungen.“

„Um diese Zeit beschloß ein Weiser auf dem Throne, Ambaroescha, König von Upodda, ein Menschenopfer; aber das nöthige Opfer, das gewisse katalteristische Zeichen an sich trug, und geschlachtet werden sollte, wurde vom Indra geraubt. Hierauf redeten die Priester also zum Könige: „Gewalt, o König, entzieh uns das Opfer. Menschenbeherrscher! der König, der Opfertrennungen duldet, begeht ein Verbrechen. Dies bedarf einer großen Ausöhnung. Schaff' entweder das Verbrechen herbei, oder ein Anderes, so lang es noch Zeit ist!“

Als der König diese Worte aus dem Munde seines Herrn vernommen hatte, bot er allen in seiner Macht stehenden Mitteln auf, ein neues Opfer mit den nöthigen katalteristischen Zeichen herbeizuschaffen. Dieser berühmte Monarch, o geliebter Sohn Wuphoob, forschte in verschiednen Landen, in Städten, Dörfern, Wäldern, nach, drang sogar in die heiligen Einsiedeleven, und fand endlich Wisketa mit seiner Gattinn und seinen Söhnen auf dem Gebürge von Wrigooroonga.

(Der Beschluß folgt.)

Der goldne Löwe.

(Fortsetzung.)

VI.

Ausruhen wollte er daher von der durchlittenen Stunde, doch das Verhängnis hatte es anders beschloffen. Der Schiffsturm — welcher von jeder ihm am rauhesten anblies, wenn er sich in der Besizung befand — hatte sich noch nicht gelegt. Und schwankender als je bewegte sich jetzt sein Schiff. Immer dunkler gähnten die Wellenschlände ihm an, immer schroffer wurden die Klippen in der Nähe. Der goldne Löwe schien ihm nun abhold zu seyn, denn kaum hatte er die Schwelle übertreten, als er ein neues Abenteuer bestehen mußte, das mit seiner Geult und seinem Muthe in gar keinem Verhältnisse stand, und das ihm deshalb ganz unerwartet kam, weil es nicht

von Holm (den er ausschließlich im Auge hatte) herrührte. Diefem postete er (unserm Sathe gemäß) auf, aber von einer andern Seite her kam der Unfall.

Referendar Schobel hatte vor einiger Zeit von einem Juden auf eine Schuldverschreibung Geld aufnehmen wollen, Moses forderte aber die Mitunterschrift des Amtmannes, und Anton — verprügte diese zu verschaffen; da er jedoch mit mathematischer Gewisheit voraussah, daß Papa diese verweigern werde, so machte er (geliebter Kürze willen) mit einem Leichname, der nur der Größe seines Bedürfnisses glich, des Vaters Handschrift so nach, daß er selber über die Richtigkeit haunte. Moses, der des Amtmanns Hand kannte, gab nun unbedenklich das Geld — nach Abzug der unerschlichen Zinsen — auf die Verschreibung, welche durch des Vaters Namen zum Wechsel ward.

Seit fünf Tagen schon war der Termin abgelaufen; da hörte der Erbrer, der alte Schobel befände sich in der Hauptstadt. Rasch, wie in solchen Fällen ein Moses des neunzehnten Jahrhunderts zu verfahren gewohnt ist, ersahen er im goldnen Löwen, wo er ersah, daß der Amtmann ausgegangen sey, aber bald heimkehren müsse. Er wartete, und nur zu bald lief ihm der Debitor in die Hände. Er präsentirte das Papier, Schobel erlebichte: Ein gültiger Wechsel auf eintausend Thaler von ihm unterzeichnet! Aber er wußte klar, daß er seinen Namen nicht geschrieben hatte. Und doch war es seine Handschrift. Er protestirte und gab die Gründe an. „Es ist meine Hand,“ sagte er, „aber ich schrieb es nicht.“

Moses ward roth und blaß, schüttelte das Haupt, erholte sich aber bald, setzte, schmalzte mit der Zunge, und sagte im Jargon seiner Gattung: „Wer, das ist doch ein Gotteswunder von einer Sache. Ihre Handschrift ist es, aber Sie schreiben es nicht. Wer hat es denn geschrieben?“

Schobel (mit schwerer Junge). Der Satan! Ein vermaldeuter Weichenbrenner, der

Moses. Was thut ich mit dem Weichenbrenner? Wer hat mit das Papierchen geschrieben? Wer mir gesagt, es sey von Ihnen unterzeichnet? Ihr Herr Sohn. Wer ist Ihr Herr Sohn? Ein Weichenbrenner. Ein Weichenbrenner, ein bekannter junger Mann; das Kind eines christlichen, wohlhabenden Mannes im Lande. Hat er selber geschrieben, Ihren Namen, ist er ein Schwindler; was kann ich das für? Ich werde nichts einbüßen.

Schobel. Ich zahle nicht!

Moses. So habe ich tausend Thaler verloren, und das Landgericht hat einen Referendar weniger. Zahlen Sie, so ist es gut und ich gebe nach Hause; zahlen Sie nicht, so gehe ich auch. aber wohin? Nicht nach Hause, sondern hier nebenan zum Julius Director, Sie in des langen. Nach den Weichen müssen Sie auf der Stelle mich befriedigen, oder —

Schobel. Ich schwöre, daß ich nicht schrieb.

Moses. Ich halte mich an den Vater. Weichen Sie Ihren Sohn als Weichenbrenner an!

Schobel. Hängen lassen, wenn es möglich wäre. Moses. Wenn Sie was? Wo der Satan? Ich hängt doch der Vater ein Weichenbrenner!

ler wegen lasse ich meinen Sohn nicht anknüpfen, und ich bin noch lange kein reicher Amtmann. Hängen wird man ihn zwar nicht, den Herrn Referendarus, aber in's Loch stecken auf lange Zeit, und capere wird er gehn für sein ganzes Leben. Nun? Was wird es?
(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz- Nachrichten.

Berlin, 19 November.

Am 13. November war auf der Bühne zum erstenmal: Der König und sein Sohn. Fosse in einem Akt, nach dem Franz. des Colin d'Harleville gegeben: Hr. v. Graf (Hr. Wurm) 109 aus der Was s o n e noch Deutschlan, wo ihn sein seit vielen Jahren abwesender Sohn, (Hr. Sisk) heimholt und uerwartet hier aufkommt. Er findet den Papa in voller Hebel, auch die Deutschen wüthlich zu bekümpfen, und kommt nun auf den Gedanken, ihn dadurch zu helfen, daß er die cognacische Kunst öfter noch teils, als sein Erzeuger. Diefem Plane schließt sich die unbedachtende Fische, an: daß des Angekommenen Schwacher einen Schickel liebt, damit die Esche nicht ohne Heirath zu ende braunt. Das Ganze ist eben nicht sehr erfreulich, besonders deshalb, weil die Klagen wenigstens so alt sind, als Mäandhanken. Die Darsteller war nicht schlecht, obgleich auch gerade nicht die lebhaftesten. Es ist verächtlich, wenn sich die Schauspieler immer und immer nach dem Vergange drängen, und nun in einer Linie hins und herlaufen. Es wärden sie von Oden dirigirt, und die gestrich heute befonders. Es war durchaus nicht zu bemerken, daß man dem Gange seiner Gedanken weichte. Man hätte es immer damit zu thun, wie man der Verfassung gleich wieder ein Leben abschneidet. Hr. Wurm war wirklich soformirt und hatte schismatische Momente. Hr. Sisk spielte mit wüthiger Reichtigkeit.

Am 15. November wurde Adelheid von Salsburg-Transerpiet in 3 Akten, von Schöder gegeben. Gleich schon in Hamburg gegeben und umständlich beurtheilt, so daß der Einte vom Plane nur ein Kubanten nötig hat. Edward III. liebt Adelheid, die Tochter des Grafen Heresford, schon als Jungfrau, er würde sie gleichwohl noch, als sie ihrem Gatten verloren hatte. Seine Leidenschaft wird mehr noch ausgemalt durch den Schotten Dundar, der den König dahin bringen will, daß er sich mit Adelheid vermählt die Wittin dadurch empört und Dundars Waterlande zur Freiheit gibt. Durch einen Eid, dem König in Wien zu dienen, hat Heresford sich unwillig verpflichtet, die Wünsche des Königs seiner Tochter, die den König insofern auch liebt, zu entdecken. Er, der Patriot, der früher schon eine Vermählung mit der Prinzessin von Hennegau unterhandelte, that es mit unumkehrbarem Waterharnz; die Tochter bliebt von der Eher beverrathet, der König sendet aufgebracht den Water des Königauß. Adelheid kommt für ihn zu sitzen, der König überzogen sich von ihrem edlen Sinne und setzt ihr die Krone an in Gegenwart der Paide. Heresford, dem die Freiheit gegeben ist, spricht als Witte so entscheidend dagegen, daß die Tochter sich verzieht, um dem Waterlande nicht Unglück zu bringen. Der Wurm ist nicht sehr anziehend, aber gut bearbeitet, wenn man nämlich nicht den einzigen Wusthaß hat daß Transerpiet ansieht. Wie sind an Tausen gemüthet, daher kann die Prosa nicht mehr wissen wie feist; auch macht sich, in Betreff, jeder hinterlich anderbekannter Schwande in dieser Form so wunderbar, daß die Sprache ein Etwas verlieren muß; feist ist sie lobenswerth, obgleich nicht frei vom Zerfallenen, als:

Mein Herz ist ein Sammetplatz widerstehendes
Leidenlusten!
und solche Vergleiche, als:

Die Welt ist unwahr, wie die Lüge
kommen dem Herer etwas spasshaft vor. Meisterhafte aber ist die Scene, wo Heresford, mit dem Auftrage des Königs im Herzen, seiner Tochter gegenüber sitzt, und wahrhaft ergreifen. In der Rolle des Vaters bewies Siffand etwas mehr, wie große Talente er für Trage hat, und den einigen herrlich durchgeführten Scenen verzieht man es ihm auch, wenn man bey ein paar andern bemerkt, daß er dem Souffleur vertraut. Außer richtig, und kundlich war er auch feistlich mit. Die Rolle der Adelheid gehört nicht zu den dankbaren, es ist ein fortwährendes Klagen, dies liegt nun aber in der Handlung, die nur diese eine Empfindung weckt. Besetzt war sie durch Madam Schräub recht gut. Hr. Wurm als Eduard erschien nicht genügend, doch fordert er zur Recht auf, da er ein sehr junger Schauspieler ist. Auf seine Bewegungen muß er besonders merken, er geht mit seiner Charaktere unfehlbar ein. Es sprechen wurden mehrere Stellen dran; nur, daß er das e s t e m e 4 loben läßt, ist eine böse Anspielung. Dundar wurde von Hr. Sisk wenigstens gegeben in Haltung und Sprache, und auch der Versuch v o n e r o t t e, eine Verlegenheit, die dem Könige in's Gesicht spricht, hatte an Hr. Wilmanns einen trefflichen Darstellung. Die Paide des Heide haben sich ein paar mal den Kopf zu weisen, und das thäten sie doch, daß sie der Kritik entgegen.

Am 16. Nov. gab die königliche Kapelle ein großes Concert zum Behn wird Wittwen und Wittensind. Eine Symphonie von Haydn begann den ersten Theil, dann sang Hr. Lombardini eine Scene von Eurgle, und im zweiten Theile ein Duett mit Demos, Chamaiz, von Massenet, mit großer Kunst. Der Abendgung an der Oper Uthal für zwei sich gegenüber stehende Ebdre wurde sehr vollendet aufgeführt. Hr. Schröder (Jüdisch) ließ sich hören in einem Concerte von Devienne; die H. H. Lums merich (Violinist), Westenhelz (Cello), Krausch (Violoncellist), und Wärmann (Geistlich) trugen eine Konzerte antant-Symphonie von Haydn trefflich vor, so wie auch das ganze Orchester in einer Ouverture von Winter (zum zweiten Theile gedrückt) sich als ausgezeichneten Institut bewährte. Hr. Gropius hat die hier gewöhnlichen Weidwands-Ausstellungen begonnen mit dem Tausch von Welfon während einer Illumination. — In einer unserer Sitzungen spricht ein Liebhaber über thierische Magnetismus und erklärt sich heilig gegen eine frühere, nicht gar glänzige, Vorstellung. Dieser, findet die ausgesprochene Meinung, daß dergleichen nicht in Leistungen verhalten werden müßte, einseitig, obgleich es sich als nicht vertheilbar ist, wenn eine nicht abgeschlossene Sache vorzeitig erledigt kommen. Was da die Sache selbst bey uns befandert in jeder Vorlegung ist, so hat er eine Stelle und der Vorerzählung anzugs weißt her, und späterhin eine Uebersicht des Geschehenen zu gewinnen. Es folgt hier: „Da die ersten Psychologen und Verste unserer Zeit von der Realität der Sache, feist ihrer physischen Seite nach, überzeugt hat, da ferner diese Gegenst des Magnetismus an seiner empirischen Untersuchung nicht zweifeln, so kann nach geschichtliche Angaben und die misse Bemerkungen das Organische und Wdr nicht unterschied werden. und der wissenschaftliche Stand. Wechem der Mesmerismus (so genannt nach Mesmer, dem Erfinder) seit länger als 20 Jahren in Deutschland, von wo er ausging, gewonnen hat, bringt vor Mißbrauch und Ausartung.“ — Das gebe Gott!